

Deutsch-Polnisches Magazin DIALOG – www.dialogonline.org

Schwieriger Weg zur Versöhnung

DIALOG-Gespräch mit Jacek Kuroń über das polnisch-ukrainische Verhältnis

DIALOG: Der Gründer der Exilzeitschrift »Kultura« Jerzy Gieroyc war der Meinung, dass es Polen und Deutschen trotz des vergossenen Blutes in ihren gegenseitigen Beziehungen gelungen sei, einen Zustand zu erreichen, in dem die Geschichte das gegenseitige Verhältnis nicht mehr bedrückt. Wenn es aber um die polnisch-ukrainischen Beziehungen geht, ist die Geschichte in ihnen immer noch sehr stark anwesend, so wie im vergangenen Jahr auf dem Friedhof der »Jungen Adler« in Lemberg und im Zusammenhang mit dem sechzigsten Jahrestag der Ereignisse von Wolhynien. Was hatte bewirkt, dass es trotz des so schwierigen Erbes gelungen war, eine deutsch-polnische Versöhnung herbeizuführen?

Jacek Kuroń: Es gibt eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den polnisch-ukrainischen und polnisch-deutschen Beziehungen. Ich sage gewöhnlich, wir seien die Ukrainer im Verhältnis zu den Deutschen und die Deutschen gegenüber den Ukrainern. Der Beitrag der Deutschen nicht nur zur polnischen Kultur ist enorm groß: es sind sowohl die Städte, die nach deutschem Recht gegründet wurden, als auch die starke Anwesenheit der Deutschen im wirtschaftlichen Leben dieser Städte – das unterliegt für mich keinem Zweifel. Die Zeiten der Teilungen, der Besatzungen und Kriege haben dieses positive Bild im polnischen Bewusstsein verdeckt. Tatsache ist auch, dass die Deutschen lange Zeit das Gefühl einer zivilisatorischen Mission gegenüber den Polen empfanden. Erst das traumatische Erlebnis des Zweiten Weltkrieges hat es den Deutschen ermöglicht, dieses Überlegenheitsgefühl zu überwinden – damals begannen sie auch, vom großen Schuldgefühl belastet, über diese Schuld zu sprechen. Diese Tatsache bildet meiner Ansicht nach einen der wichtigsten Faktoren, die eine Revision der deutsch-polnischen Beziehungen erleichtert hat. Der zweite Faktor war die zivilisatorische und wirtschaftliche Überlegenheit Deutschlands. Nach dem Krieg beneidete die polnische Gesellschaft die Deutschen um ihren Wohlstand, aber auch um ihren Fleiß, ihre Solidität und manches mehr. Das trug ebenfalls zu einer Veränderung im gesellschaftlichen Bewusstsein der Polen bei, zur Bewältigung der Vergangenheit. Aus diesem Gefühl der deutschen Schuld erwuchs eine sehr sinnvolle Politik. Infolge des Krieges hatten die Deutschen Gebiete verloren, die man zumeist nicht als ehemals polnisch bezeichnen kann – nicht nur Westpommern, sondern auch Schlesien, obwohl es den Piasten gehörte. Doch es sind die Piasten selbst gewesen, die dortigen Erbherrscher, die Schlesien verdeutschten und germanisierten, indem sie deutsche Kolonisten holten. Hier wäre also eine revisionistische oder gar Vergeltungstendenz der auf grausame Weise ausgesiedelten Deutschen (erinnern wir allein an das Lager in Lamsdorf) sogar bis zu einem gewissen Grade begründet. Trotzdem aber bildeten die revisionistischen Tendenzen auf der deutschen Seite nur eine Randerscheinung der offiziellen Politik. Besonders wichtig ist die Tatsache, dass die Deutschen, indem sie Hilfe für die polnischen Westgebiete boten, diese nicht nur auf die deutsche Minderheit beschränkten. Diese Hilfe sollte die Region, das Dorf, die Stadt unterstützen – Krankenhäuser, Schulen, Sportanlagen usw. Beide Faktoren hatten Einfluss auf die Erleichterung des polnischen Verhältnisses zu Deutschland. Aber auch der Brief der polnischen Bischöfe im Jahre 1964 an die deutschen Bischöfe unterstützte sie entschieden. Sie wagen einen für damals ungewöhnlichen Aufruf: »Wir verzeihen und bitten um Verzeihung«. Doch erinnern wir daran, dass dieser Appell einen überaus starken Schock in der polnischen Gesellschaft auslöste, was übrigens die Propaganda des kommunistischen Polen auszunutzen versuchte. Doch es war ein Schock, der einen Großteil der polnischen Gesellschaft zum Nachdenken und zu einer Revision seines Verhältnisses zu den Deutschen zwang.

DIALOG: In diesem Kontext stellt das Beispiel der polnisch-ukrainischen Beziehungen eine umgekehrte Situation dar...

Jacek Kuroń: Ja. In Polen existierte gar kein Schuldgefühl gegenüber den Ukrainern, es gab aber und gibt noch bis heute die tiefe Überzeugung, dass die Polen die Märtyrer der ganzen Welt seien. Sie ist während der Besatzung verstärkt worden. Und darin steckt auch viel Wahrheit, denn die Situation anderer besetzter Völker – Franzosen, Belgier und sogar Tschechen – war vollkommen anders. All dies begründete das polnische Gefühl, Opfer zu sein. Und das wiederum erschwerte auf grundsätzliche Weise die Anerkennung unserer Schuld gegenüber den Ukrainern. Im Gegenteil, es verstärkte sogar das Gefühl, ein Opfer zu sein auch hinsichtlich der Ukrainer. Dieser Verhaltenstyp ist in Polen noch heute sichtbar. Eine Eigenschaft des menschlichen Gedächtnisses beruht darauf, dass es sich ausschließlich das Leid merkt, das ihm die Gegenseite angetan hat. So ist es auf der ukrainischen und so ist es auf der polnischen Seite: »Die Ukrainer sind zu uns gekommen und haben uns aufgeschlitzt«, sagen die Polen; »Die Polen sind zu uns gekommen und haben uns aufgeschlitzt, geschlagen und alles in Brand gesteckt«, sagen die Ukrainer. Darüber hinaus ist die Tatsache, dass die Ukrainer versuchten, ich betone es: sie versuchten, sich am Anfang des Zweiten Weltkrieges auf die deutsche Seite zu stellen, im Bewusstsein der Polen sehr tief im Gedächtnis geblieben. Man hatte kaum bemerkt, dass die Ukrainer schnell ihre Orientierung änderten und einen Kampf gegen die Nazis aufnahmen, und man hat überhaupt all das nicht wahrgenommen, was die sowjetische Besatzung der Ukraine gebracht hatte, dass nämlich die Ukrainer infolge des sowjetischen Vorgehens während des Krieges und nach seiner Beendigung einen sehr hohen Preis bezahlten. Ich wiederhole, die Polen haben das nicht bemerkt. Bezüglich der Ereignisse von Wolhynien würde ich sogar sagen, dass da die Überzeugung entstanden ist, die den Polen während des Zweiten Weltkrieges von den Ukrainern zugefügten Leiden wären nicht nur mit dem von den Deutschen zugefügten Leid vergleichbar, sondern sogar noch größer. Obwohl dieser Vergleich sinnlos ist, funktioniert er weiterhin im allgemeinen Bewusstsein, das von den am meisten Benachteiligten geformt wurde – von Leuten aus den ehemaligen Ostgebieten, aus Wolhynien. Dementsprechend nimmt man die Deutschen als diejenigen wahr, die die Polen gegen die Ukrainer verteidigten. Für viele beginnt so überhaupt die Geschichte der polnisch-ukrainischen Beziehungen, obwohl unsere gemeinsame Geschichte viel früher angefangen hatte. Doch jene frühere Geschichte lässt sich nicht in den richtigen Proportionen ablesen, denn all diese Phänomene, von denen ich erzählt habe, blockieren unseren Verstand. Ich habe gesagt, dass die Deutschen das Trauma gebraucht haben, um ihr Verhältnis zu den Polen zu revidieren. Die Polen dagegen haben einen solchen Schock hinsichtlich der Ukrainer nicht erlebt. Uns blieb nur das Bewusstsein des Gemetzels von Wolhynien, des im Osten gebrachten Opfers. Und die ganze polnisch-ukrainische Geschichte wird nur von diesem Standpunkt aus betrachtet. Im Juli 1943 wurde der Befehl einer ethnischen Säuberung in Wolhynien erteilt, und obwohl es keine direkten Beweise dafür gibt, so gibt es wohl indirekte. Und obwohl ein Teil der OUN- oder UPA-Anführer (wie Andrij Melnyk oder Taras Bulba-Borovec) entschieden dagegen auftrat, begannen mit der OUN-Fraktion von Stepan Bandera verbundene Einheiten mit der ethnischen Säuberung. Im Ergebnis ist die Bilanz der Opfer, wie berechnet wird, auf polnischer Seite dreimal höher als auf der ukrainischen. Und so nähern wir uns den Feierlichkeiten, die im Bewusstsein der Polen am wichtigsten sind, und diese Feierlichkeiten werden zur Visitenkarte unseres Landes im Verhältnis zu den Ukrainern.

DIALOG: Warum sollen die Feierlichkeiten der tragischen Ereignisse in den gegenseitigen Beziehungen zu einem dominierenden Bestimmungsfaktor werden? Muss das so sein?

Jacek Kuroń: Vereinfachend würde ich sagen, dass die tatsächliche Geschichte unwichtig ist, wichtig ist die im menschlichen Bewusstsein anwesende Geschichte. Wenn zuverlässiges Wissen in irgendeine Ecke abgeschoben wird, so macht es immer Platz für Mythen. Eine Eigenschaft der Konflikte um die kleine Heimat ist, dass das Blut nicht in die Erde sickert, sondern einen Rächer gebiert. Und das bildet eine Kette, deren jedes Glied vom Verbrechen gezeichnet ist. Wir können die polnisch-ukrainischen Beziehungen durch die Ehrung des Unrechts anhand von Jahrestagen betrachten: diesmal werden wir des Gemetzels von Wolhynien gedenken, ein anderes Mal des Jahrestages der »Aktion Weichsel« – als zentralen Jahrestag – oder der Befriedung ukrainischer Dörfer, die der polnische Staat 1930

durchführte, oder der Zerstörung der russisch-orthodoxen Kirchen in Wolhynien in den Jahren 1938-39 oder der Verbrechen von Pawłokoma, Sahryń oder Zawadka Morochowska, wo eben Polen die ukrainischen Bewohner dieser Dörfer ermordeten. Man könnte das so machen, bloß – wie schrecklich würden die Konsequenzen sein! Ich bin der Meinung, dass man keine ehrliche Bilanz der polnisch-ukrainischen Beziehungen ziehen kann. In diesem Zusammenhang muss man sich auf die grundsätzliche Frage berufen, die nur mit Mühe ins polnische Bewusstsein eindringt. Polen hat nämlich im 20. Jahrhundert zwei Mal die Unabhängigkeit der Ukraine verhindert. Zum ersten Mal infolge des Sieges über die Ukrainische Galizische Armee im Jahre 1918, und zum zweiten infolge des Friedensabkommens von Riga. Man könnte sagen, dass uns das Abkommen von Riga aufgezwungen wurde, und es uns gelungen ist, nicht mehr durch Verhandlungen zu erreichen; doch Polen hat es unterzeichnet, obwohl Józef Piłsudski Verpflichtungen gegenüber Symon Petlura hatte. Und dieses Abkommen war für die ukrainische Seite sehr schwer: die Ukraine musste Zugeständnisse in der Frage der Zugehörigkeit Galiziens machen, der ukrainische Staat sollte erst beim Sbrutsch beginnen, also wäre das eigentliche Herz der Ukraine bei Polen geblieben. Tatsache bleibt, dass wir 1918 in einen Krieg gegen die Ukrainer gerieten und ihn gewonnen haben. Man weiß wirklich nicht, wie es dazu gekommen ist, dass nicht die Schlacht bei Warschau vom August 1920, die über die Unabhängigkeit Polens entschied, zum Symbol des damaligen militärischen Sieges von Polen geworden ist, sondern der Kampf um Lemberg. Und so kommen wir also zu der Symbolik der »Jungen Adler« von Lemberg. Der Mythos der »jungen Adler« hat Jahre überdauert und bis heute führen wir mit den Ukrainern Kämpfe um die »jungen Adler«.

DIALOG: Warum haben ausgerechnet die Feierlichkeiten zum 60. Jahrestag der antipolnischen Aktion in Wolhynien eine solche Form angenommen, was denken Sie, welche rationalen Voraussetzungen gibt es dafür? Was war geschehen, dass man diesen Ereignissen weder zum 50. noch zum 55. Jahrestag keine solche Bedeutung beigemessen hat wie den nun vorbereiteten Feierlichkeiten?

Jacek Kuroń: Es gibt keine rationalen Voraussetzungen. Ich bin aber der Meinung, dass das Lager des Demokratischen Linksbündnisses sein Erbe vor allem in der »Aktion Weichsel«, in den Kämpfen gegen die UPA und der schwarzen Legende dieser Formation sieht. Diesem Vermächtnis will dieses Lager nicht entsagen, weil es das Bündnis als eine Kraft der Unabhängigkeitskämpfe zeigt. In den Reihen des Bündnisses der Demokratischen Linken gibt es bedeutende antiukrainische Kräfte. In Zeiten, als ich im Sejm um Rechte für die Gefangenen von Jaworzno kämpfte, verlor ich, weil die Stimmen des Bündnisses überwogen. Eine solche Situation übt Druck auf Aleksander Kwaśniewski aus, der ähnlich wie seine engste Umgebung die ukrainische Frage gut versteht. Doch der Druck kommt von zwei Seiten, vom Bündnis und aus Kreisen der alten Kämpfer, ehemaligen Bewohnern der Ostgebiete. Man könnte also nur überlegen, warum Präsident Kwaśniewski, der bisher eine ungewöhnliche Reife und Weitsichtigkeit in der ukrainischen Frage gezeigt hat, hier und jetzt nachgibt? Leider werden die Feierlichkeiten anlässlich der Ereignisse von Wolhynien zweifellos ein bedeutender Schlag für die polnisch-ukrainischen Beziehungen sein. Und die polnisch-ukrainischen Beziehungen sind für die polnische internationale Politik – das wage ich zu behaupten – am wichtigsten. Wie Jerzy Giedroyc zu sagen pflegte, es gibt kein unabhängiges Polen ohne eine unabhängige Ukraine.

DIALOG: Bei der Zusammenfassung einer Diskussion zum Thema Wolhynien wurde festgestellt, dass man mit der ukrainischen Seite in dieser Frage hart sprechen und seine Rechte durchsetzen müsse. Ist das wirklich die beste Strategie?

Jacek Kuroń: Der Mangel an Verständnis kann niemals eine Tugend werden, er ist immer eine Schuld, und wichtiger noch ist, dass er immer wenig wirksam ist, meist schlecht endet und mit einer Eskalation des Konflikts droht.

DIALOG: Die Frage des Konflikts von Wolhynien hat zum ersten Mal eine breitere Debatte in der Ukraine in verschiedenen Kreisen von Intellektuellen, Politikern und Historikern ausgelöst. In Polen ist die ukrainische Debatte meist unbekannt, man publiziert nur selektiv manche Stimmen, oft ausgewählte Auszüge der Diskussionen oder Polemiken. Man unternimmt keinen Versuch, wie es Jacek Kuroń tut, einen Dialog mit der ukrainischen Seite

aufzunehmen...

Jacek Kuroń: Als Gesellschaft sind wir noch nicht reif genug, um eine Gewissensprüfung durchzuführen, weil uns der Opferkomplex belastet. Mehr noch, das ist ein Ehrentitel, der keinerlei Abweichungen zulässt, zum Beispiel keine Anerkennung, dass die polnische Seite hin und wieder auch der Unterdrücker war. Aufgrund des Opferkomplexes scheint ihr, dass sie immer die geschädigte Seite gewesen sei. Auch die Ukrainer sind noch nicht reif für eine solche Gewissensprüfung. Aber das sollte uns nicht verwundern, weil die Beziehungen zwischen Völkern und Staaten immer bilateral sind. Wenn eine der Seiten nicht über den eigenen Schatten springen kann, über ihre Vorurteile und Mythen, ist es schwer zu erwarten, dass die andere das vollbringt, insbesondere wenn aus historischer Sicht die ukrainische Seite aus polnischer Hand mehr Leid erfahren hat. Um eine Katharsis in den polnisch-ukrainischen Beziehungen zu erreichen, steht uns ein sehr langer Weg bevor, und wir sind auf keinerlei Weise darauf vorbereitet. Uns beschwert die vergangene Epoche der Volksrepublik Polen, in der man die Ukrainer zum Feind gemacht hatte. Um die eigene Gruppe zu integrieren, brauchte man einen Feind. Die kommunistische Propaganda in Polen suchte sich verschiedene Feinde aus, doch die Ukrainer eigneten sich auf ganz besondere Weise dafür. Von diesem Standpunkt aus gesehen wurde das Abkommen zwischen der Nachfolgeorganisation der Heimatarmee, der Vereinigung »Freiheit und Unabhängigkeit« (AK-WiN) und der Ukrainischen Aufständischen Armee als besonderer Ausdruck des Verbrecherischen der Untergrundbewegung der AK-WiN dargestellt. Die heutigen polnisch-ukrainischen Beziehungen sind eine Konsequenz dieser Verwicklungen. Zwar ist die Gegenwart immer wichtiger als die Vergangenheit, aber es ist eben die Geschichte, die in hohem, sogar entscheidendem Maße, das gesellschaftliche Bewusstsein bestimmt. Wir müssen also diesen – schwierigen – Dialog miteinander führen. Polen und Ukrainer müssen über die Vergangenheit reden, so wie jeder von ihnen die Wahrheit seiner Geschichte versteht. Sie dürfen sich die gegenseitig widersprüchlichen Bilder der gemeinsamen Vergangenheit nicht übel nehmen. In unserer ganzen Geschichte gibt es viele Fakten, die uns einander näher bringen, und man sollte diejenigen, die von etwas ganz gegensätzlichem zeugen, nicht verleugnen. Man braucht die Mühe, die Argumente der anderen Seite zu verstehen, auch, und vielleicht vor allem dann, wenn diese Argumente uns empören. Es gibt keinen anderen Weg zur Verständigung. Filme, Bücher und insbesondere die Schulen sollen uns bei diesem Werk helfen.

Jacek Kuroń, geboren 1934 in Lemberg (Lviv), Historiker, studierte Geschichte an der Warschauer Universität, einer der wichtigsten Vertreter der antikommunistischen Opposition in Polen. In den Jahren 1989-2001 war er Abgeordneter des Sejms, langjähriger Vorsitzender des Ausschusses für nationale Minderheiten. Zwischen 1989-90 sowie 1992-93 Minister für Arbeit und Soziales. Autor des Buches »Glaube und Schuld. Einmal Kommunismus und zurück« (Berlin 1991).

*Mit Jacek Kuroń sprachen Iza Chruślińska und Piotr Tyma.
Aus dem Polnischen von Agnieszka Grzybkowska.*